

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen [Schluss]

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 33

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642392>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 33 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 16. August 1924

~ An Schwizerbueb! ~

Von Ernst Zahn.

Chum, Bueb, und lueg dis Ländli a!
Wie das hät keis de Säge!
Schneezacke g'fehst de Himmel ha!
Das Dach cha Sturm verträge!

Wildwasser bruff vom Berg is Tal,
De Cannewald g'hörcht rusche,
Derzwüsch' es Lüte öppenemal!
Und lusche muecht und lusche!

Und hoch vom Gotthard hornt de Söhn
Und d'Alpe fünd a schine,
O Bueb, min Bueb, wie ist das schön!
Und heimet isch's und dine.

Doch, Bueb, wenn d'groß bist, gahd's uf d'Sahrt!
Still si nützt nid und ruebe!
Und das ist Art, ist Schwizerart:
I d'Welt müend eufri Buebe!

Und gahd's as Wandere und git
Der d'Muetter d'hand mit Zage,
Im Herze nimmst es Zittre mit,
Halb Freue und halb Plage!

Lang isch's, als druck' der d'Muetter d'hand,
Und hei tueft immer plange,
De Schwizer mueß am Vaterland
Und a sim Muetti hange.

Doch 's Zruckho als en wackre Ma,
Es mag si wohl verträge:
Chum, Bueb, und lueg dis Ländli a,
Wie das hät keis de Säge!

(Aus: „Gedichte“.)

Meister Hansjakob, der Chorstuhlchnizer von Wettingen.

(Schluß.)

Kulturgeschichtliche Novelle von Adolf Bögliu.

28

Schwerter waltete mit nie erkaltender Begeisterung seines menschenbefreienden Amtes im Geiste Zwinglis. Man anerkannte seine Fähigkeit als Vorkämpfer der protestantischen Sache, indem man ihn noch zweimal an die Glaubensgrenze versetzte, wo er in Dietlikon und Dättlikon, sein treues Weib ermutigend zur Seite, des Amtes waltete, indem er mehr und mehr den herben Kampf vermied. In den spätern Jahren fertigte er die wertvolle „Aynburgerchronik“ an.

Seine Reklamationen bei der eidgenössischen Tagsatzung, die er oft wiederholte, um das in Baden zurückgelassene Gut und Habe ausgeliefert zu erhalten, hatten keinen Erfolg, und man begründete die Weigerung damit, daß er die Stadt bei Nacht und Nebel böswillig wie ein untaugliches Weib verlassen habe. Dagegen ging seine Prophezeiung, daß die katholischen Bürger den reformierten eine Kirche bauen müssen, wörtlich in Erfüllung — freilich erst nach einem Jahrhundert. Doch was gilt ein Jahrhundert dem Propheten, der über die Jahre hinwegschaut, wie über die Tropfen im Meere?

Abt Petrus regierte noch dreißig Jahre. Die bunt glühenden Farben des Glasgemäldes, welches ihm sein Gönner, Heinrich der Vierte, ins große Spitzbogenfenster des Chores stiftete, brannten ihm oft in die Seele hinein; doch er war ein zu feuriger Verehrer der Kunst, als daß er dieses Glas des Aergernisses von sich aus weggenommen hätte. Nach mehr als hundertfünfzig Jahren, am 28. Juni 1764, zerfloß das edle Werk unter einem schmelzenden Blickstrahl, der auch das kunstreich gemeißelte Steinwerk zertrümmerte. Als sich Petrus aber mehr und mehr den Befehlen seiner Oberen widersetzte, wenn ihre Ausführung sich mit seinem Gewissen nicht mehr vertragen wollte, wurde ihm die Jurisdiktion in geistlichen Sachen entzogen, während man den Meister in den Finanzen anerkennend belieh.

Er starb verbittert und vergramt.

Das zweite Kirchtürmchen, welches er hatte errichten lassen und das wie die aufrechte Meinung einer starken Persönlichkeit während seiner Lebenszeit trotzig neben dem andern aufstarrte, wurde von seinen Nachfolgern wieder her-

untergetafelt, weil es die langweilige Ordensregel verletzete, die nur ein Türmchen auf der Kirche erlaubte. Petrus Name aber bleibt in ferne Zeiten in Ehren verbunden mit dem wundervollen, einzigen Chorstuhlwerk, welches das Kloster seiner wahrhaften und rücksichtslosen Kunstliebe verdankte.

Freundlicher gestaltete sich der Lebensabend des Bürgermeisters, der sich des pfarrherrlichen Kindersegens erfreute und in seinem Amte aushielt, um die Bestrebungen zur Selbständigkeit und Einigkeit der Eidgenossen aufrecht zu erhalten und zu fördern. Es gelang ihm, die Auszahlung der schon längst fälligen vierhunderttausend Kronen, welche Heinrich der Vierte der Eidgenossenschaft schuldete, zu erzwingen, und der Reisläuferei nach fremder Herren Vändern wußte er stets neue Riegel zu stoßen. So trug sein Wirken Segen.

Eine Stelle aus Magdalenas Tagebuch, die auf das Verhältnis der beiden zuletzt genannten Männer erquickliches Licht wirft, so daß sie uns vollkommen verfohnt erscheinen und wir um so leichter die Freundschaft und das gute Einvernehmen zwischen Zürich und Wettingen begreifen, das bis zur Aufhebung des Klosters dauerte, mag hier noch billigerweise die kurze Lebenschronik unserer Personen unterbrechen:

Heute, als an Felix und Regula, im Jahre des Herrn 16., fuhren wir in einer behaglichen Barke von Stäfa weg quer über den See. Die Sonne stand golden über den Wassern. Die Seeluft war so durchsichtig, daß die fernen Schneeberge mit ihren blanken Kuppen an den See gerückt schienen; das Wasser nicht minder klar; und die Bappeln, die hie und da an Ufernasen emporragten, die schlanken Kirchtürme der durch den rötlichen Bergduft blinkenden Dörfer warfen ihre genauen Bilder weit in den Seespiegel herein. Die Luft ruhte. Das Segel hing schlaf herunter. Dafür legten unsere zwei Männer vorne mit ihren Rudern kräftig ein, so daß das jenseitige Ufer rasch näher kam.

Meine liebe Nachbarin Agatha jedoch, die mit mir hinten auf dem Steuerbrett saß und geschickt das Schiffchen lenkte, hielt auf einen Wink ihres Vaters plötzlich wieder seeinwärts und nun schoß die leichte Barke einem stillen Eiland zu. Eine Kapelle schimmerte zwischen hohen Eichenbäumen hervor. Es war die Ufenau.

Großmann gegenüber saß in der Mitte des Schiffes im weißen Mantel Abt Petrus. Wir sangen leise. Dann, rückwärts gewandt, schauten wir dem Spiegel der fließenden Rielwasser zu. Wir schwenkten lässig unsere Hände in dem lauen, weichen Wasser oder besahen unsere Bilder in dem reinen Spiegel, die uns immer noch nicht mißfielen. Jene aber führten ein ernstes Gespräch.

„Und warum hat er sich erhängt?“ fragte der Bürgermeister bedauernd.

„Schon lange fiel mir sein schwermütiges Herumgehen auf“, antwortete Petrus traurigen Tones; „es muß in seinem Kopfe nicht mehr klar gewesen sein; öfters nannte er sich bei seinen Brüdern Verräter; dann fing er an zu glauben, er sei der Antichrist, hielt sich Tag und Nacht für tödlich verfolgt und plötzlich — bevor wir ihn absondern konnten — vollzog er die Tat.“

„Laßt Euch, Hochwürdiger, das Unglück nicht zu nahe gehen. Des Selbstmords Name heißt Schwachheit. Die

Schwäche des Bruders Martin habt Ihr nicht zu verantworten. Freilich mag die Strenge der Klosterregel, es mag Eure persönliche Strenge den Armen im Geiste überwältigt haben; der Ursprung seines Leidens aber lag in ihm selber.“

Ein Fischlein blizte aus dem Wasser heraus.

„Seht dort“, rief Großmann, „das ist auch ein Berfolger; aber der Gesunde kehrt stets wieder in sein Element zurück.“

„Ja, ja“, nickte der Abt, immer noch bedenklich, „und doch fühle ich meine Schuld.“

„Auch ich, Abt! Denn ich habe, ohne es zu bedenken, den Armen zum Verrat und zur Selbstverachtung verführt. Darum reicht mir Eure Hand. Im Gedächtnis des Hingegangenen wollen wir, der Schuld uns erinnernd, geloben, durch bessere Taten das begangene Unrecht zu sühnen, unsere nutzlosen Fehden einzuschränken, und wenn uns die Umstände dennoch zum Kampfe zwingen, in menschlicher Weise und mit redlichen Mitteln ihn abtun. Verzeiht mir, Abt, ich habe Euch nicht ritterlich traktiert, mich reuet mein Benehmen.“

„Ich bin der Schuldigere!“ rief der Abt mit halb erstarrter Stimme und reichte dem ehemaligen Feind in aufrichtiger Verzeihung die Hand.

Schweigend saßen sie einander gegenüber. Man hörte das leise Gepolter der Wellen. Jetzt stieß das Schiff auf dem Sand des ruhigen Eilandes auf. Wir stiegen aus und schritten still einer breitkrönigen Linde zu, in deren Schatten ein unbehauener Granitblock lag, den die Zürcher mit vieler Mühe hierher geführt haben. Die beiden Alten standen vor dem Blocke still und reichten sich die Hand. Wir stellten uns mit unseren lieben Ehegatten unweit hinter ihnen auf.

„Ihr wißt, wer da unten ruht?“ Petrus schwieg. „Ulrich von Hutten!“ Wie ein leichter Krampf durchzuckte es den Abt.

„Erbebet nicht!“ sagte Großmann beruhigend. „Der Boden, den wir betreten, ist geweiht. Vieles hat dieser da unten gewollt, wenig vollbracht. Sein Leib war siech, aber sein Geist war stark, und er hat sein Herzblut verbraucht im Kampf für eine große Sache. Er hat das Schwert seines Geistes geführt gegen Eure Kirche; aber er wollte mehr. Er wollte die Menschen befreien von dem Wahn, daß sie ihr Blut vergießen sollen für einen Gott, den man nicht mit den Lippen anzubeten braucht, den jeder nach seinem eigenen Innern sich gestalten kann.“

„Und so versteht Ihr ihn, Bürgermeister? In diesem Sinne, Hutten, grüße ich dich! Te mortuum saluto!“ Und er drückte Großmann bewegt die Hand.

„Und so walte sein Geist unter den Sterblichen fort“, schloß Großmann, „bis sie erkennen, daß sie für das Unsterbliche genug getan, wenn sie einander Handreichung gewähret in Herzengüte und edler Gesinnung.“

... Uns Frauen aber traten die Tränen in die Augen. Still verließen wir die Insel, führten Abt Petrus über das schmale Wasser ans linke Seeufer, wo er die Straße nach Maria-Einsiedel davonging. Uns aber brachte ein Wagen deselbigen Abends nach Zürich.

Hansjakob begab sich nach den Sonntagen seinem Versprechen gemäß nach Wettingen und führte sein Werk, das heute in erneuertem Glanze als ein wahres Juwel der schweizerischen Holzschnitzerei von Hunderten bewundert wird und ein kleiner Wallfahrtsort für Kunstliebende geworden ist, mit Genugtuung zu Ende.

Heute noch steht auf dem Pulte vor dem Abstuhl eine Kopie seines humorvollen Werkes vom Mönch mit dem Weiblein, ein ergötzliches Bild in dem durch die Kunst geweihten Kirchenraum, welches Abt Petrus wohl oft mit schmerzlichem Lächeln betrachtet haben mag. Wie mußten seine Gedanken diese Versuchung im Bildwerk als hellbunte Falter umgaukeln, da er alt geworden und selbstüberlegen im herrlichen Stuhle davor saß. Auf die rechte Wange seines Stuhles schnitzte Hansjakob mit eigener Hand einen prachtvollen Kriegerkopf, rühmlich und sinnbildlich an die Streitbarkeit des Prälaten mahnend, der in seiner Weise die Manneskraft brauchte.

Nach Vollendung seines größten Lebenswerkes verblieb er als Bürger in seiner zweiten Heimat, der lieben Stadt Zürich. Er wurde „Meister“ und förderte durch sein edles Beispiel die Kunst im helvetischen Athen. Der Bürgermeister und der Herr vom Seidenhof, welcher die Tauschhandlungen so liebevoll verehrte, hatten Gelegenheit, den jungen Hansjakoben und Magdalenen ihren christlichen Beistand durch Liebe, wahrhaftige Kränze und Kronen zuteil werden zu lassen.

Das junge Ehepaar dagegen wanderte oft nach Würenlos, der Stätte ihrer lieblichsten Erinnerung hinunter, um die rothaarigen Zeugen ihres ersten Liebesglückes mit kleinen Opfern zu bedenken.

Als aber Graubünden durch die Kriegsgeißel, welche Oesterreich, Spanien und Frankreich über dem unglücklichen Lande schlangen, zerfleischt und geteilt werden sollte, löste er wie ein Mann sein sehnsüchtiges Gelübde, vertauschte den Holzmeißel mit dem stahlharten Schwert und half unter dem gewaltigen Jürg Jenatsch seinem Vaterland, welches er nicht mehr verließ, die Freiheit erkämpfen. (Ende.)



Bei Adelboden.

Geißbueb.

Von Josef Reinhart.

Zuhe jeh trnbe mer d'Geiße z'Weid!
 Jesh hei mer 's lüschtigst Läbe!
 Mer juzgen über 's Dörfli us
 Und singen eis drnäbe.
 Zuhe!

Und wenn mer es lüschtig's Jüürli hei
 Und 's singt vo brotnen Depfle,
 So wette mer nit deheime in,
 Wo d'Mueter gäng tuet chnöpfle.
 Zuhe!

Mir ässe wie am Herretisch,
 Sei Brotnigs früeh und z'Obe,
 Und z'trinke hei mer au drzue:
 Das gäh'n is üsi Lobe!
 Zuhe!

So juzge mer und chlöpfe mer,
 Es duuret jo nit eister:
 Es goht nit lang, isch Wintersznt,
 De hei mer wieder e Meischter!
 Herrjeh!